

Goethe und seine Freunde im Briefwechsel

Autor(en): **Zollinger, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **7 (1910-1911)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und geistiger Macht auszudrücken, der das Wesen der modernen Stadt darstellt. Eine kurze Überlegung lehrt, dass das nicht mit einer zappligen Nachahmung eines historischen Stils möglich ist, der als Abbild eines andern Wesens entstand. Es muss hier eine Wucht ohne Prahlerei, eine Gediegenheit ohne alles Spielerische sich die Form suchen. Und es muss wieder ein einheitliches Stadtbild entstehen, was nur dann möglich scheint, wenn nicht mehr die Originalität der größte Ruhm des Architekten ist, sondern der Takt, mit dem er sich andern Bauwerken anzupassen versteht.

Und da denkt man in erster Linie an Paris, an die schöne Geschlossenheit, wie sie sich bei der Rue Rivoli und im Opernquartier darstellt. Paris unterscheidet sich aber dadurch von unsern Schweizerstädten, dass man dort rein akademisch vorgehen konnte, weil von der Natur nicht mehr das geringste sichtbar ist, und die Bodenform nur in gewissen entlegenen Teilen eine Rolle spielt. Bei uns bleibt aber immer die Natur die Dominante; die Berge schauen uns über die Nachbardächer hinein in die Fenster und verlangen dass überall, besonders aber bei der Anlage von Straßen und Plätzen die Beziehungen zur Natur gewahrt bleiben und dass man die Form des Bodens als Künstler benutze und nicht brutal verleugne.

ZÜRICH

Dr. ALBERT BAUR



GOETHE UND SEINE FREUNDE IM BRIEFWECHSEL

Es gibt ein hübsches, kleines Bild, das Goethes Weimarer Wohnhaus, belagert von einem Schärchen neugierig-scheuer Spießbürger, darstellt; darunter hat der Dichter die freundlichen Worte gesetzt:

„Warum stehen sie davor?
Ist nicht Türe da und Tor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein.“

Und selten hat wohl ein Mensch einen so ausgedehnten mündlichen und brieflichen Verkehr gepflegt, wie Goethe. Menschen der verschiedensten Wesensarten und Bildungsstufen überschritten seine Schwelle, und es gewährt einen eigenen Reiz, den Dichter des „Tasso“ mit ernster Miene auch über kleine Bedürfnisse des täglichen Lebens reden zu hören; vor allem aber drängten sich gerade die Ersten seiner Zeit werbend an ihn, und wenn er auch später keinem seiner Freunde außer Zelter und vielleicht Knebel, nicht einmal Schiller, persönlich so nahe getreten ist, wie in der Jugend den Gefährten Herder, Jacobi, Lavater, so ließ er sich doch gerne von Kundigen über mancherlei wissenschaftliche Dinge aufklären und quittierte interessante Berichte aus Italien, Frankreich, England mit einigen dankbaren und aufmunternden Zeilen. So bringt das Studium seiner Gespräche und Briefe doppelten Gewinn: es zeigt den Menschen und Dichter Goethe in allen

Phasen seiner beispiellos reichen innern Entwicklung, zugleich aber weiten sich die Schranken des Einzeldaseins und nehmen eine Fülle von Gestalten auf, die in ihrer Gesamtheit das geistige Leben jener Zeit in verkleinertem Maßstab verkörpern. Wenn er selbst auch fast durchweg mehr gibt als er empfängt, so beobachten wir doch mit staunender Bewunderung, wie er sich von allen Seiten her die mannigfaltigsten Kenntnisse zu eigen zu machen weiß, ohne dadurch die Fühlung mit dem realen Leben und das Verständnis für die Leiden und Freuden kleiner Menschen zu verlieren.

Goethes Gespräche sind in der großen Biedermannschen Sammlung leicht zugänglich, und nun legt uns *Richard M. Meyer* eine wahrhaft prachtvolle dreibändige Auswahl von Goethes Briefen samt den Gegenbriefen der 136 Adressaten und dem unentbehrlichen Kommentar vor¹⁾, die natürlich verdienstvolle Gesamtausgaben einzelner Briefwechsel nicht verdrängen will noch kann. Richard M. Meyers Lese trägt in der durch ihre Natur bedingten Beschränkung allen verständigen Forderungen Rechnung; eine lichtvolle Charakteristik von Goethes brieflichem Verkehr bildet die höchst willkommene Ouverture zum Text, jedem einzelnen Briefwechsel geht eine knappe Darstellung von Goethes persönlichem Verhältnis zum Adressaten voraus, und sparsame Anmerkungen am Schlusse jedes Bandes bieten die zum Verständnis einiger Stellen allernotwendigsten sachlichen Erklärungen. Ein ganz kleines Versehen wäre zu registrieren: das Zitat I, 189 aus Schillers Gedicht „Männerwürde“ lautet: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben“, und nicht: „Verflogen ist der Spiritus . . .“, wie Richard M. Meyer unnötig abschwächend druckt.

Die Briefe selbst sind nach den Adressaten geordnet, und diese scheiden sich je nach ihrem Eintritt in Goethes Leben naturgemäß in drei gesonderte Fähnlein: Herder, Jacobi, Knebel kommandieren den ersten Trupp, um Charlotte von Stein und Schiller scharen sich die Weimarer Freunde, und bedeutsam steht der handfeste Zelter an der Spitze der Nachhut.

Wie recht und billig führt Frau Aja den Reigen an; dass sich gerade ihr Charakter im Briefwechsel mit dem Sohn nicht in seiner ganzen unbefangenen Frische entfaltet, ist dem Herausgeber selbst wohlbewusst. Mit köstlich schulmeisterlichen Episteln mischt sich der junge Leipziger Student in die Erziehung der geduldigen Schwester Cornelia; er renommiert damit, was er eben im Kolleg aufgeschnappt hat, und unbarmherzig zerzaust er ihre Briefe nach dem probaten Stilrezept des Professors Gellert: „Schreibe nur, wie du reden würdest, und so wirst du einen guten Brief schreiben.“ Genau denselben Rat hatte der vierzehnjährige Lessing mit fast den nämlichen Worten seiner Schwester Dorothea gegeben! — Nach Mutter und Schwester kommt nun die lange Reihe der Jugendfreunde beiderlei Geschlechts; mit Verdruss sieht der Lehrmeister Herder seinen Gesellen früh eigene Wege suchen und finden und wendet ihm endlich, wie der unvorsichtige Moralprediger Klopstock, den Rücken; ebensowenig vermögen ihn Merck, Jacobi, Lavater dauernd zu fesseln. Karl August wird ihm im Laufe der Jahre immer mehr der allergnädigste Landesfürst, vor dem er demütig das Knie beugt; nur der „Urfreund“ Knebel behauptet dauernd seinen Platz

¹⁾ „Goethe und seine Freunde im Briefwechsel. Herausgegeben und eingeleitet von *Richard M. Meyer*.“ 3 Bände. Berlin 1909—1911, Georg Bondi.

an der Seite des Dichters. Wie ein bürgerlicher Roman mit tragischem Einsatz und resigniertem Ausklang mutet der Briefwechsel mit Lotte und Kestner an; Goethes letztes Billet an Lotte legt den Gedanken nahe, dass diese tiefste Wunde im Herzen des Dichters nie ganz verharscht sei.

Während sich der Stürmer und Dränger den Vertrauten in maßlos leidenschaftlichem Liebedurst an die Brust wirft und Gustchen von Stolberg mühsam „einige dumpfe Gefühle vorstolpert“, bewahrt der Freund Schillers nach schweren Herzenskämpfen in seinen Briefen eine heitere, gelassene Ruhe, die selbst die Neigung zu der wackern Bäbe nicht zu stören vermag; auch Christiane muss sich, wie der erste sinnliche Rausch vorüber ist, mit harmlosen Neckereien und nüchtern-sachlichen Berichten begnügen. Philipp Seidel empfängt aus Italien mit häuslichen Aufträgen allerlei behelnde Winke; Minister Voigt ist besonders in geschäftlichen Angelegenheiten ein zuverlässiger Kollege; dem sudelnden Maler Müller liest er gehörig den Text; der Altertumsforscher F. A. Wolf imponiert ihm trotz seines zänkischen Wesens als Mann und Gelehrter, und die Brüder Humboldt und mit ihnen eine Reihe von Naturforschern tragen ihm manche interessanten wissenschaftlichen Neuigkeiten zu.

Die letzte Gruppe der Gefährten überragt um Haupteslänge der prächtige Zelter; er schafft in musikalischen Dingen Klarheit, unterhält mit allerlei vorzüglich erzählten Histörchen und gewinnt des Dichters Liebe vor allem durch seinen männlichen Lebensmut und unversiegbaren Humor; dafür gönnt ihm Goethe das trauliche „Du“, ein Vorrecht, das nur noch Knebel und Jacobi mit ihm teilen. Neben ihnen genießt vor allem der französische Gesandte Graf Reinhard als ein „gefasster, umsichtiger, teilnehmender und immer gleicher Mann“ Goethes Achtung; Marianne weckt herbstliche Liebesleidenschaft, die der anspruchsvollen Bettine versagt geblieben ist; Frau von Staël rauscht flüchtig grüßend vorbei; Schopenhauer, Rauch, Beethoven, Mendelssohn, Carlyle, Ludwig I. von Bayern klopfen an die Türe der Poetenklause am Frauenplan; ein unordentlicher Schauspieler bekommt die Strenge des Herrn Theaterdirektors zu schmecken; behutsam parlamentiert der Dichter mit seinen Verlegern, und mit stillem Kopfschütteln entlässt er die ungestüm hereindringende romantische Jugend.

Goethes Briefe aus dem letzten Drittel seines Lebens sind meist auffallend kühl und formell; Höhergestellten begegnet er mit fast allzu untertänigem Respekt, der ihn sogar die Unsitte des „grammatischen Selbstmordes“, wie Jean Paul die Unterdrückung des Pronomens „ich“ treffend genannt hat, mitmachen lässt, und auch nach unten sucht er bei allem Wohlwollen stets eine fühlbare Distanz zu wahren. Dennoch bleibt er bis zur letzten Zeile, die er geschrieben, der Schauende, rastlos Forschende, dessen „beobachtender Blick — nach Schillers schönem Wort — so still und rein auf den Dingen liegt.“ —

Ein besonderes Wort der Anerkennung und des Dankes verdient das wahrhaft festliche Gewand, das die Kunst *Melchior Lechters* für das Werk geschaffen hat. Der Text ist in klarer, kräftiger Antiqua auf leichtgelbliches Papier gedruckt; die einzelnen Briefe beginnen mit einer schmucken, roten Initiale, und zwar Goethes eigene Briefe mit einer größeren als die der Adressaten; die Einleitungen des Herausgebers kennzeichnen sich äußerlich durch einen einfachen großen, rotumrandeten Anfangsbuchstaben. Rot

gedruckt sind außerdem die Buchtitel, die sich von der schwarzen ornamentalen Rahmenzeichnung prachtvoll abheben, die Kapitelüberschriften (auch in den Anmerkungen) und die orientierenden Kopfaufdrucke der Textseiten. So machen Inhalt und Ausstattung die Lektüre des Buches zu einem beglückenden Genuss.

ZÜRICH



MAX ZOLLINGER

AUS AUGUST CORRODIS JUGENDZEIT

August Corrodis Name lebt bei uns nur bei Gelegenheit der Aufführung eines seiner Dialektswänke durch einen dramatischen Verein etwa auf, und wer ihn da kennen lernt, der empfindet kein besonderes Verlangen, die Bekanntschaft fortzusetzen; denn die Theaterarbeiten Corrodis sind weder bedeutend, noch gehen sie in die Tiefe. Die Situationskomik dominiert durchaus, und der Erfolg eines Stückes dieser Art ist mehr ein Erfolg der trefflichen Darstellung als des Dichters. Es gibt aber trotzdem Werke unseres Zürcher Poeten, die mit Unrecht der Vergessenheit anheimfielen und die in der Geschichte der mundartlichen Dichtung ihren Ehrenplatz verdienen. So die drei epischen Idyllen: „De Herr Professor“, „De Herr Vikari“ und „De Herr Dokter“, eine Anzahl von Dialekt-Lyrika und vor allem die durchaus kongenialen Übertragungen einiger Gedichte des Schotten Burns in die zürcherische Mundart. Was der dem Wirklichen allzusehr Abgewandte unter dem Einflusse der Spätromantik und Heinrich Heines stehende hochdeutsche Lyriker in seinen Gedichten fast nie erreicht hat, das leistete er als Dialektpoet; die schlichte Prägnanz des sprachlichen Ausdrucks in den genannten Umdichtungen des schottischen Lyrikers ist meisterlich, die drei Epen mit ihrem frischen, urwüchsigen Humor vermögen gar wohl noch heute dem Leser reine, herzliche Freude zu bereiten, und die mundartliche Dichtung ist bei uns gar nicht so reich an derartigen Werken.

So ist es denn eine wohlverdiente Auffrischung des Gedächtnisses an den Dichter, wenn im *achtundvierzigsten Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft in Winterthur* (1911) Dr. Rudolf Hunziker August Corrodi eine Arbeit widmet, gewissermaßen als Dank unserer Nachbarstadt zum fünfundzwanzigsten Todestage des Poeten (15. August 1910), dafür, dass er den größten Teil seines Lebens zu Töb und Winterthur verbracht, dort seine reifsten Werke verfasst und hier als Lehrer des Zeichnens fast zwanzig Lebensjahre hindurch gewirkt hat.

„*Aus August Corrodis Jugendzeit*“ lautet der Titel dieser Arbeit. Sie schließt mit dessen Übersiedlung an die Malerakademie in München ab und bietet ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Kapitel aus dem Leben eines Menschen, der zwar in seiner Jugend mehr versprach, als er in den Jahren der Reife gehalten, dessen Werdegang und Lehrjahre jedoch manch aufschlussreiches Streiflicht auf das Wesen einer geborenen Künstlernatur werfen und uns zugleich die Vorbedingungen enthüllen, woraus die Tragik in August Corrodis Dasein mit fast zwingender Notwendigkeit erwachsen ist.

Da begegnet uns vor allem die erstaunliche Vielseitigkeit der künstlerischen Begabung als drohendes Verhängnis, da sehen wir die eminente Reaktionsfähigkeit eines jedem Stimmungseinfluss zugänglichen jungen Mannes,